Richard David Precht

Auserzählt?



Richard David Precht

Auserzählt?

Wie künstliche Intelligenz die Kultur abschafft

GOLDMANN

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird
im Folgenden auf die gleichzeitige Verwendung
weiblicher und männlicher Sprachformen verzichtet
und das generische Maskulinum verwendet.
Diese Formulierungen umfassen gleichermaßen weibliche und
männliche Personen; alle sind damit selbstverständlich
gleichberechtigt angesprochen und mit gemeint.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

2. Auflage
Originalausgabe Oktober 2026
© 2026: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
Redaktion: Regina Carstensen
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Bridgeman Images
(*Das Eismeer* von Caspar David Friedrich)
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
JE · CF
ISBN 978-3-442-30268-0

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

I.	Auf der Sandbank	9
II.	Werkstoff der Träume	16
III.	Weltflucht	32
IV.	Paradies ohne Sehnsucht	50
V.	Im Zwielicht	67
VI.	Kultur war, was nicht weiterbrachte	81
VII.	Verstehen	93
VIII.	Abenteuerlosigkeit	113
IX.	Uneigentlichkeit	121
X.	Kunst ohne Kultur	135
XI.	Eigensinn	152
XII.	Kulturverlust des Politischen	164
XIII.	Die Rückkehr der Könige	184
XIV.	Die Göttin des Vergessens	199
	Anmerkungen	212
	Personenregister	215
	Sachregister	217

Captain Barbossa: »The world used
to be a bigger place.«
Jack Sparrow: »The world's still the same.
There's just less in it.«

Pirates of the Caribbean:
At World's End (2007)

»Auf jeden Tod folgt stets ein Morgen.«

Hans-Jürgen Precht:
Pariser Tagebuch (1954)

Nach einer durchfrorenen Nacht
an der Autobahn bei Kassel

I.

Auf der Sandbank

Das Licht fällt noch durchs Fenster wie eh und je, aber es wird morgen nicht mehr auf dasselbe scheinen. Die Regale werden abgebaut sein, schlichte Kiefernholzregale, in denen sich jahrzehntelang sanft verblichene Aktendeckel unsanft aufeinanderstapelten und sorgsam beschriftete Ordner akkurat nebeneinanderstanden, als könnten sie ohne einander nicht leben, nach Zugehörigkeit sortiert wie Briefmarkensätze.

Die Regale enthalten das Leben meines Vaters, und morgen werden sie im Keller stehen, auseinandermontiert und geschichtet zu Brennholz. Und ich bin derjenige, der dies tut, das geistige Leben meines Vaters abbauen, das sein wahres Leben war. »Die Welt der Kunst & Fantasie ist die wahre Welt, *the rest is a nightmare*« – ein Satz Arno Schmidts, und wenn auch ein wenig zu radikal, ist es doch weniger radikal das Sosein meines Vaters.

Mein Vater ist im April 93 geworden, und während ich dies schreibe, lebt er noch. Was an ihm lebt, ist sein Leib, der Tag für Tag an Kraft verliert. Aber er erlaubt ihm noch zu gehen, sich zu setzen und zu legen. Inzwischen liegt er viel und immer mehr – als übe er zu Lebzeiten für

das Nichts. Während ich die Regale ausräume und abschraube, kommt er hin und wieder ins Zimmer. Ich erkläre ihm, was ich tue. Dass ich Platz schaffe, damit sein Bett von nun an im Büro stehen kann, was vieles erleichtert. Er nickt leer. Wenn man nur laut genug spricht, versteht mein Vater alles; aber er behält nichts.

Vor fünf Jahren hat er aufgehört zu schreiben, weil er sich nicht mehr an die Funktion vieler Computertasten erinnern konnte, übrig blieben nur die Buchstaben. Zuvor hatte er fast jeden Tag geschrieben, nicht wie ein Besessener, von einem dunklen Trieb befeuert, auch nicht wie ein Beflissener, den die tägliche Disziplin an den Schreibtisch zwingt, oder gar wie ein Sendungsbewusster, der jeden seiner unfertigen Gedanken für so groß und bedeutend hält, dass es ihn dazu nötigt, ihn der Nachwelt mitzuteilen. Nein, mein Vater schrieb vor sich hin. Sein Schreiben war gesäumt von untätigen Pausen, leeren Blicken in die Ferne, so als besäßen sie jenseits des Horizonts ein Widerlager. Mein Vater konnte stundenlang ein Schaf angucken oder unter dem Mikroskop eine Segge sezieren. Und ebenso schrieb er. Er schrieb wie ein Maler, der augenscheinlich konturlose Natur in konturierte Landschaft verwandelte, das Unbegreifliche schreibend zu Begriffen formte und es damit für sich gestaltete.

Er schrieb, wo auch immer sein Geist Fuß fasste, schrieb, weil er verstehen wollte und das Verstehen ihm Freude bereitete. Mein Vater schrieb über marokkanische Kanaldeckel, über den Bau eines Damms im Dänemark des 19. Jahrhunderts, er schrieb Reisetagebücher, seit er im Alter von zwanzig das erste Mal von seiner Geburtsstadt Hannover

nach Westen und Süden aufbrach, er schrieb einen Roman, in dem der Titel *Passepartout* eine dreifache Bedeutung hat, er schrieb über die Autoren seiner Kinderbücher, ein Buch über dummdeutsche Redewendungen, die die Sprache ruinieren und das Denken auf unfruchtbares Terrain leiten. Er schrieb über Husserl und Heidegger und die Wahrnehmung von Zeit und Raum, er schrieb über den Geist, aus dem der deutsche Kleingarten erwuchs, und viele Seiten über eine einzige Zeichnung von Saul Steinberg. Am liebsten aber schrieb er über seinen Lieblingsmaler Giorgio Morandi, dessen Leben in Bologna ein Stillleben war wie seine ungezählten Bilder. Und während er über sie schrieb, entkleideten die pastellen bemalten Vasen und Schachteln ohne Herkunft und Geschichte meinen Vater von Raum und Zeit. Sie stellten sein Leben still, und über die Jahrzehnte entstand daraus, akribisch, keine Nuance übersehend, keinen Einfall ungedacht, eine monumentale Abhandlung in ungezählten Mappen. Und mein Vater schrieb noch sehr viel mehr.

Veröffentlicht hat er in seinem Leben – nichts. Wozu auch? Mein Vater schrieb nicht für Publikum; das Urteil unbekannter anderer konnte ihm gleichgültig sein. Er war Industriedesigner und musste nie vom Schreiben leben, was ein Glück war. Mein Vater schrieb über Philosophie, Sprache, Kunst, Literatur, Film, Geschichte, Geografie und Botanik.

Er schrieb fast nie etwas zu Ende.

Er war froh, dass er es nicht tun musste. Geist hat keinen Anfang und kein Ende, und die Beschäftigung mit den Dingen, auf die der Strahl neugieriger Aufmerksamkeit

fällt, hat keine Begrenzung, außer dem Abebben ebendieser Neugier.

Nun hat sie meinen Vater verlassen. Nicht über Nacht, sondern in einem schleichenden Prozess. Seit Jahren schickt ihm sein Bewusstsein täglich Mitteilungen, die immer seltener einen Adressaten in seinem Selbst finden. Wie eine Sandbank, die die Wellen des Vergessens abtragen, bis sie isoliert im Meer von ihnen überflutet wird, schwindet das, was mein Vater war für ihn selbst und damit zugleich für alle anderen. Die Bindung, die man eine Person oder Persönlichkeit nennt, ist gebrochen. Übrig geblieben sind nur lose Blätter.

Ich sehe mich um. Viele Regale sind bereits leer geräumt, ich habe sie auf Stapel sortiert, die ihre Bedeutung aus dem ziehen, die sie für die Nachwelt haben. Noch sind sie für meine Geschwister und mich von Wert, für unsere Kinder schon weit weniger, und für deren Kinder werden sie ferne Geschichten aus der Zeit von Asterix sein. Es gibt keinen Wert ohne Bedeutungen und keine Bedeutungen ohne Erlebnisse, außer für Broker und für Programmdirektoren, für die sich Qualität allein an der Quantität bemisst. Die Welt der Zyniker hat sich gegen das Humane isoliert und abgedichtet, und mag diese Welt auch im Vormarsch sein, so wird sie nie das Humane vollständig ersetzen können; ein Humanes, das aus Erzählungen besteht, mit denen wir unserem Tun Bedeutung und unserem Leben Sinn verleihen.

Weil unser Leben ein Leben in Geschichten ist, die wir uns selbst und anderen erzählen, blättere ich in Erinnerungen. Ich lese die vielen Seiten voller Beobachtungen,

Gedanken und Erinnerungen meines Vaters wie Treibgut auf. Und während ich sie lese und ihnen einen neuen Ort gebe, eine Asservatenkammer seiner gewesenen Taten, in der sie zumindest zu meinen Lebzeiten sicher verstaut sind, kommt mir der Gedanke, dass hier vielleicht gerade sehr viel mehr zu Ende geht als ein Leben. Ich sehe, zumindest in den schwachen Stunden beim Aufräumen im Arbeitszimmer meines Vaters, vor meinem inneren Auge etwas viel Größeres. Dieses Große, von dem ich vermute, dass es mit der Generation meines Vaters dem Ende zugeht mit meiner Generation als Übergang – den mehr oder weniger beflissenen Nachlassverwaltern sozusagen –, ist nicht weniger als das, was man *Kultur* nennt.

Dieser Satz, während ich ihn schreibe, kommt so groß, so steif und so erschlagend daher, dass er all seine Gegenstimmen, Zwischenrufe und Proteste gleich in sich trägt. »Wann immer in Mikro-Analyse gewonnene Details in die Makro-Dimension transponiert werden, kommen sie dort oben leicht beschädigt an.«[1] Mein Vater hat diesen Satz Siegfried Kracauers sehr gemocht, und noch immer kann er ihn zitieren. Dass nicht gleich alles zu Ende geht, nur weil das Leben eines geliebten Menschen zu Ende geht, ist eine Binse; dass jede Generation, wenn sie, wie ich, den Rubikon der sechzig überschritten hat, vor sich den stetig verdichteten Abendnebel des eigenen Lebens, melancholisch wird und mit sich selbst alles Großartige und Bewahrenswerte hinwegdämmern sieht, auch. Die Geschichte der menschlichen Kultur ist eine Geschichte des Jammerns betagter und hochbetagter Kulturpessimisten. Und sie ist eine Geschichte von Selbstmissverständnissen.

Schon aus diesem Grund soll das Große, Laute und Monumentale, die Rede vom »Ende der Kultur«, auf die Weise meines Vaters erzählt werden. Nicht als steile These, die wild nach Zustimmung heischt, sondern in einzelnen Miniaturen. Jede widmet sich einem einzelnen Aspekt dessen, was Kultur sein und in Zukunft nicht mehr sein könnte. Und während ich den Nachlass meines Vaters zu dessen Lebzeiten ordne, möchte ich in den folgenden Abschnitten herausfinden, ob das mit dem Ende tatsächlich so ist. Immerhin sind Enden nicht immer leicht erkennbar, und oftmals werden sie auch nicht als solche erlebt. Wann ist ein vermeintliches Ende nur ein Übergang, eine Transformation, und wann lässt sich sagen, dass dabei tatsächlich etwas zu Ende gegangen ist? So oft fällt der Verlust im Prozess gar nicht auf, und vieles von dem, was nicht mehr ist, wird erst von späteren Generationen als ein Ende betrachtet. Wogegen umgekehrt Zeitgenossen oft so vieles mit sich selbst zu Ende gehen sehen, was dauerhaft erhalten bleibt, wenn auch in leicht veränderter Form.

Meine Betrachtungen kreisen deshalb um viele unterschiedliche Enden, die auch verschiedene Formen des Zu-Ende-Gehens sind. Da ist einmal das Ende traditioneller Weltbezüge in Zeit und Raum und damit der Bedingtheit, die Kultur erst möglich macht. Etwas anderes ist das Enden selbstzweckhafter geistiger Beschäftigungen, die so etwas wie die Seele aller Kultur darstellen. Dramatischer spürbar schon hier und jetzt ist das Zu-Ende-Gehen bestimmter Formen menschlicher Intelligenz, geistiger wie körperlicher, in gleichem Maße, in der sie maschinell ersetzt werden. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem

Verstehen, der individuellen Welt-erschließung, deren Verschwinden sich inzwischen überall beobachten lässt. Wahrscheinlich liegt dies am Ende vieler praktischer Lebenserfahrungen, einschließlich langer Wege des Nachsinnens, dem Verlust des Abenteuers und seiner Ersetzung durch »Probleme«. All dies hat dramatische Auswirkungen auf den Zuschnitt unseres »Eigensinns« und damit auf unser Zusammenleben und dessen Organisation durch Politik, mithin also das Ende von politischer Kultur, wie wir sie kannten. Weniger überraschend ist das Ende der Kunst in ihrer modernen gesellschaftskritischen Bedeutung. Und am Ende, wo auch sonst, steht schließlich das Ende aller Enden, das mutmaßliche Ende des Zu-Ende-Gehens.

Von all diesen Enden handelt dieses Buch.

II.

Werkstoff der Träume

Das Ende. Wir stehen am Ende. Das ist nicht neu. Ob in hundert oder zweihundert Jahren, die Tage der Menschheit sind gezählt. Doch lange bevor die Erde für das Menschentier unbewohnbar wird, die Selbstverbrennung des Menschen im Zeichen der Klimakatastrophe den letzten Überlebenden in ihren Klimafestungen auf ihren Inseldomizilen in Neuseeland oder anderswo den Garaus macht, geht etwas anderes zu Ende. Es ist das Ende von dem, was man über Jahrtausende für so etwas wie die Seele der Menschheit gehalten hat, den Inbegriff ihres Soseins und das deutlichste Zeichen ihres Daseins. Vor dem Ende durch den biologischen Exitus, wer hätte das vor wenigen Jahren noch vermutet, kommt, so muss man annehmen, der Exitus der menschlichen Kultur. Die Selbstausrottung durch die Zerstörung unserer Lebensgrundlagen wird uns, vielleicht mag das beruhigen, nicht in der Blüte unserer Selbstentfaltung treffen und uns all der ungeahnten Möglichkeiten berauben, einen größeren Reichtum an innerer Welt anzuhäufen, uns friedlicher, achtsamer, sozialer, kooperativer, sprich menschlicher werden zu lassen. Sie wird uns allenfalls davon abhalten, einige unvoll-

endet sinnlose Dinge zu tun, wie unwirtliche Planeten zu besiedeln, letzte Bodenschätze aus der Tiefe der Erde und der Meere zu kratzen, finale Kriege zu führen oder unsterblich zu werden.

Doch schon lange zuvor werden wir ohne Kultur leben. Nicht im weitesten Sinne des Wortes, nämlich allem vom Menschen Geschaffenen und Gestalteten, wohl aber in seiner engeren und emphatischen Bedeutung, die aufblitzt, wann immer wir etwas als »unkultiviert« oder »kulturlos« brandmarken – wobei wir damit niemals meinen, dass nicht auch die Unkultivierten und Kulturlosen etwas schaffen oder gestalten, im Zweifelsfall allerdings nichts Gutes. Kultur, wie wir sie im engeren Sinne verstehen, trägt in sich einen zivilisatorischen Wert, angereichert mit menschlichem Geist, menschlicher Erfindungsgabe, menschlichen Seelenschätzen. Insofern ist sie – die Venus von Willendorf, der Sonnenwagen von Trundholm, die Tempel von Angkor, die Dramen Shakespeares und die Zwölftonmusik – stets mit »Humanität« verbunden, dem menschlichen Streben mit seinen ungezählten Gesichtern, der »Unkultur« des Inhumanen streng entgegengesetzt. Freizeitkultur, Bierkultur, Trauerkultur, Stadtkultur, Badekultur und Konsumkultur wird es gewiss weiterhin geben, zumal man das Wort »Kultur« an alles hängen kann; es schadet nicht viel, und vor allem: Es bedeutet nichts. Aber all das ändert nichts daran, dass augenscheinlich etwas Großes dem Untergang geweiht ist: nicht das menschliche Tun im Allgemeinen, sondern die untrennbare Verbindung von Humanität und Kreativität, die einige tausend Jahre lang das hervorbrachte,

was man als denkwürdig, merkwürdig und erinnerungswürdig verehrte.

So oder so ähnlich könnte man, frei nach Nietzsche, eine Abhandlung beginnen und hätte doch nicht entfernt zum Ausdruck gebracht, um was es heute geht: dass Menschen das, was sie geglaubt haben, was sie sind, zu Ende erzählen, indem sie dieses Erzählen unmöglich machen. Wie konnte es dazu kommen?

In der Geschichte der Menschheit diente die Technik dem Überleben und die Kultur dem Zusammenleben. Die Tüftler und Techniker brachten Farben, Faustkeile, Speere, Belagerungs- und Dampfmaschinen hervor, und die Kult- und Kunsttreibenden malten die Höhlen mit Formen aus, schrieben Epen über trojanische, punische, napoleonische und andere Kriege, klagten die Misere der Welt, der Bauern, der Fabrikarbeiter und der Angestellten in Poesie und Prosa an, rhythmisierten Himmel und Hölle, Glanz und Elend, und spiegelten auf diese und ungezählte andere Weisen die Gründe und Abgründe des Menschlichen. Mithilfe der Technik fanden sich die Menschen zurecht, mithilfe der Kultur fanden sie sich wieder.

So war es immer, und so war es bis vor Kurzem. Nun hat es sich geändert. Unser Zusammenleben in der westlichen wie der östlichen Welt, ob in Köln oder Kigali, Donezk oder Durban, Miami oder Manila wird in einem solchen Maße von der Technik bestimmt, dass man sich fragen muss, wozu die Kultur heute eigentlich noch dienen soll. Inzwischen durchziehen die Adern der künstlichen Intelligenz die Wirtschaft und Gesellschaft des 21. Jahrhunderts. Maschinelles Lernen, statistische Physik, Bio-

informatik, kombinatorische Optimierung, Robotik und computationale Genetik erschaffen gemeinsam eine neue Welt aus künstlichen neuronalen Netzen, genetischen Algorithmen und genetischer Programmierung. Gewaltige Rechenzentren durchforsten riesige Datenmengen im Dienste des Profits, des Militärs und der Geheimdienste. Hoch automatisierte Waffensysteme revolutionieren derzeit die Kriegsführung, intelligente Algorithmen verändern Preise und Kaufempfehlungen, suchen Begriffe, reservieren Tische, regieren den Hochfrequenzhandel, überwachen Lagerbestände, zeigen Karten und Routen an, verbessern die medizinische Technik, Diagnose und Entscheidungen. KI-Roboter haben längst ihren Siegeszug in die OP-Säle angetreten und operieren bereits routinemäßig. Mit einem Wort: Die Möglichkeiten, der Komfort und die Bequemlichkeit weiten sich permanent aus, und die Abhängigkeit von der KI wächst. Denn was auch immer KI für uns tut, stets müssen wir etwas nicht mehr tun und dürfen es getrost verlernen, vom Kartenlesen im Straßenverkehr über handwerkliche und soziale Fähigkeiten bis zum Nachdenken und Verstehen.

Kein Wunder, dass unsere Massenmedien und der Buchmarkt voll mit Büchern sind, die vor der KI warnen, ob vor der Allmacht der Tech-Konzerne, dem Verlust unserer Freiheit durch permanente Überwachung oder vor der Verselbstständigung der KI zu einer menschheitsbedrohenden Macht. Doch die künstliche Intelligenz, von der hier die Rede ist, ist kein Akteur mit einem im Zweifelsfall bösen Willen. Wenn sie damit begonnen hat, den Arbeitsmarkt umzupflügen wie vorher die Dampf- und die Spinn-

maschine im 19. Jahrhundert oder die Elektrifizierung im frühen 20. Jahrhundert, dann geschieht nichts davon in böser Absicht; es sei denn, man hält Gewinnmaximierung per se für eine schlechte Eigenschaft. Die KI freut sich auch nicht diebisch darüber, dass sie unser menschliches Selbst- und Weltverständnis nachhaltig höchst einseitig verändert. Über beides, die zukünftige Arbeitswelt und unseren künftigen Umgang mit uns selbst, habe ich Bücher geschrieben, ohne auch nur die geringste Emotion darauf zu verwenden, ob ich *die* KI nun gut finde oder schlecht, zumal es sie weder als Subjekt noch im Singular gibt. Die KI, das sind Anwendungen, die Werkzeuge sein können oder auch Werkstoffe, eine ungezählte Reihe von technischen Superhilfen mit einigen strukturellen Gemeinsamkeiten und vielen Unterschieden. Ein nüchterner Denker sieht in ihnen nichts als ein Angebot, eine (Lebens-)Hilfe, ein Mittel, um Zeit zu sparen für all die schönen und wichtigen Dinge, die man sonst so gerne tut. Je weniger wir uns mit vielem herumplagen müssen, weil die Heinzelmännchen der KI es still und leise in Sekundenschnelle erledigen, umso freier werden wir: frei von Mühseligem, von Lästigem, von Unüberschaubarem und vielleicht sogar eines fernen Tages frei von Arbeit.

So weit, so schön. Und doch wäre es ignorant und fahrlässig in den KI-Anwendungen nichts zu sehen, was nicht im Ganzen große Umwälzungen mit erheblichen Auswirkungen in allen Sphären unseres Lebens hätte. In diesem Punkt gleicht KI *der* Technik, von der sich sagen lässt, dass sie unsere Lebenswelt revolutioniert hat, obwohl Hammer und Taschenrechner, Faustkeil und Fahrstuhl nur

eine winzig kleine Schnittmenge haben: nämlich die, dass sie menschliche Erfindungen sind, die einen praktischen Nutzen haben. Aber wird man im Ernst behaupten wollen, dass die Seele im technischen Zeitalter (um Arnold Gehlen zu zitieren) die genau gleiche ist wie jene im naturtrüben Regenwald oder im Schlagschatten der Pyramiden? KI-Freund Andreas O. Loff, dem sich die Nackenhaare aufstellen, wenn er *die* KI hört, mag sie wieder anlegen. So richtig es ist, dass es »unzählige KI-Anwendungen, Werkzeuge, Algorithmen«, gibt, »große, kleine, einfache, komplexe, gefährliche und harmlose, von Textvervollständigung bis zur Krebsdiagnose« – *die* KI hat ihre Berechtigung, ähnlich wie *die* Liebe und *der* Mensch, die beide ebenfalls in ungezählten Spielarten auftreten. Die KI ist kein sprachliches »Problem« und schon gar kein »spezifisch deutsches«.[2] So einfach können wir es uns nicht machen.

Wenn in meinen Gedanken von *der* KI die Rede ist, dann wohnt ihr nichts Böses inne. Und doch wäre es blind und dumm, sie auf »algorithmische Problemlösungsverfahren« zu reduzieren, »die anhand von Eingaben aus ihrer Umgebung bestimmte Handlungen ausführen«.[3] So richtig diese Definition ist, so wenig erzählt sie die ganze Geschichte. Oder, um es philosophisch zu sagen, eine KI-Definition, wie die genannte, ist *notwendig*, um künstliche Intelligenz zu verstehen, aber sie ist nicht *hinreichend*, um das zu verstehen, was die KI-Revolution unserer Tage bedeutet. Wer von seinem Arzt erklärt bekommt, er leide an einer von dreihundert Varianten einer Krankheit, die durch unkontrolliertes Wachstum und Teilung genetisch

veränderter Körperzellen gekennzeichnet ist, der weiß in diesem Moment, dass er Krebs hat, aber er weiß noch nicht, was dieser Krebs für ihn bedeuten wird. Wird er bald sterben, wird er die Krankheit überstehen? Verändert sie sein Leben radikal, oder weit weniger als befürchtet? Wenn ich meinem Sohn, als er zwölf Jahre alt war, erklärt hätte, dass es eine politische Lehre gibt, die eine klassenlose Gesellschaft anstrebt, in der die Produktionsmittel allen gemeinsam gehören, und der (nachdem ich ihm erklärt hätte, was »Produktionsmittel« sind) diese Lehre für eine prima Idee gehalten hätte, dann hätte er vom Kommunismus noch nicht allzu viel verstanden.

In meinen Überlegungen geht es folglich weniger um die notwendigen Erklärungen zur KI – dazu gibt es viele gute Bücher –, sondern darum, sich hinreichende Gedanken darüber zu machen, was sie mit unserer Kultur macht. Technik verstehen bedeutet mehr, als Technik zu entwickeln oder erklären zu können.

Beginnen wir gleichwohl mit den notwendigen Fakten. Seit 1955 gibt es den Begriff *Artificial Intelligence*, eine Prägung des US-amerikanischen Informatikers John McCarthy und zu diesem Zeitpunkt ein Ankündigungsprogramm. Das anschließende *Dartmouth Summer Research Project on Artificial Intelligence* ein Jahr später, bestückt mit zehn hochrangigen Wissenschaftlern, gilt als offizielle Geburtsstunde. So weit, so unstrittig. Gleichwohl blieb der Begriff AI, oder zu Deutsch KI, lange umstritten. Viele Informatiker weigerten sich bis vor kurzer Zeit, ihn überhaupt zu gebrauchen. Zu schlecht definiert und zu uneindeutig, was eigentlich genau gemeint sein soll. Gewiss

geht es bei KI um die Nachbildungen menschlichen Verhaltens, menschlichen Denkens, rationalen Denkens und rationalen Verhaltens im Allgemeinen und Speziellen.[4] Aber allzu viel gesagt ist damit noch nicht. Ob man das menschliche Gehirn dabei zum Maßstab macht, um dessen Funktionen mathematisch ab- und nachzubilden, oder ob man bestimmte kognitive Prozesse auf ganz anderen Wegen simuliert, etwa mithilfe der Statistik und der Approximationstheorie, macht einen gewaltigen Unterschied. Während der erste Weg eng mit den Neurowissenschaften verknüpft ist, kommt der zweite fast gänzlich ohne sie aus.

Wenn wir heute über KI reden, dann reden wir über auf Algorithmen beruhende Softwareprogramme. Mathematische Formeln wandeln mathematische Operationen in Computercode um, zu dem Zweck, Daten zu verarbeiten. Grundlage dafür sind Daten aus der realen Welt, die wir seit etwa zwanzig Jahren in einem Ausmaß sammeln, das vorher unvorstellbar war. Ob es sich dabei um interne Produktions- und Maschinendaten von Firmen handelt, Berichte, Wartungsprotokolle, technische Zeichnungen und CAD-Daten, oder um öffentliche Daten wie Milliarden von Tweets, Texten, Bildern, Videos und Gesprächen, etwa auf YouTube, Wikipedia, Reddit, in digitalisierten Büchern oder auf Überwachungskameras, sie alle dienen als Futter immer autonomer arbeitender digitaler Systeme. Möglich wurde all das durch eine ebenso beeindruckende Steigerung der Rechenleistung von Computern. Spezialisierte Prozessoren (GPUs) und gigantische virtuelle Speicherorte (Clouds) haben dabei eine Infrastruktur